

Maxim Biller: *Nur Speer wollte mehr*

Am 20. Juni 1991 beschloß der deutsche Bundestag mit einer knappen Mehrheit: „Sitz des Deutschen Bundestages ist Berlin.“¹ In einem später verabschiedeten Gesetz wurde festgelegt, daß der Umzug der deutschen Regierung und des Parlaments zwischen 1998 und dem Jahr 2000 stattfinden sollte. Damit erreichte eine Entwicklung ihren vorläufigen Höhepunkt, die den Wandel Berlins von einer geteilten Stadt und einem Schauplatz des Kalten Krieges zur neuen Hauptstadt des vereinigten Deutschland festschrieb, einem Ort, wo der ‚Eiserne Vorhang‘ zwischen Ost und West für lange Zeit das tägliche Leben bestimmte. Bereits die 1990 vollzogene deutsche Vereinigung hatte diesen radikalen Wandel eingeleitet. Berlin hatte seinen vormaligen Sonderstatus als Insel des Kapitalismus im umliegenden Kommunismus verloren, es hatte durch die Öffnung der Grenzen und den Fall der Mauer plötzlich ein Hinterland, war nicht mehr isoliertes, nur durch den Transitverkehr erreichbares Gelände. Viele stellten sich und anderen die Frage: Wie wird der unvermeidliche Wandel, der Berlin erfassen wird, die vereinte Stadt verändern? Auch Schriftsteller beschäftigten sich mit dieser Frage und ihren vielen Teilaspekten, die vom multikulturellen Zusammenleben in der neuen Metropole über die politisch-symbolische Bedeutung des neuen Berlins bis zum Zusammenwachsen des westlichen und des östlichen Teils der Stadt reichten.²

Im Kontext dieser neuen³ Berlin-Texte muß auch Maxim Billers „Nur Speer wollte mehr“ gelesen werden. Biller hat diesen Text in seiner Kolumne im ZEIT-Magazin am 5. 3. 1998 veröffentlicht, als der Umzug von Regierung und Parlament von Bonn nach Berlin unmittelbar bevorstand und damit die oben erwähnten Fragen nochmals in aller Dringlichkeit die Gemüter beschäftigten. Maxim Biller hatte in dem Zeitgeistmagazin *Tempo* die Kolumne „100 Zeilen Haß“ geschrieben, in der er sich polemisch und pointiert mit den kulturellen Entwicklungen der

¹ www.bundestag.de/berlin/berlin/b_beschl.htm.

² Exemplarisch dafür die Sammelbände *Bahnhof Berlin*, hgg. v. Katja Lange-Müller, München 1997 (= dtv 8392); *Berlin zum Beispiel. Geschichten aus der Stadt*, hgg. v. Sven Arnold und Ulrich Janetzki, München 1997 (= btb 72272).

³ Über Berlin zu schreiben ist natürlich keine Besonderheit der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Berlin zum Schauplatz von Reportagen oder Großstadtromanen zu machen, war schon im neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhundert beliebt: Man denke an die Texte von Egon Erwin Kisch, Theodor Fontane – den auch Biller erwähnt – oder Alfred Döblin, um nur einige Autorennamen aus der Fülle des Materials herauszugreifen. Zu neueren Berlin-Romanen vgl. Hajo Steinert: „Döblin, dringend gesucht!“ *Berlin-Romane der neunziger Jahre*, in: *Deutschsprachige Gegenwartsliteratur: Wider ihre Verächter*, hgg. v. Christian Döring, Frankfurt/M. 1995, S. 234-245 (= es 1938).

achtziger Jahre auseinandersetzte.⁴ Unter diesen Texten finden sich auch Großstadt-Portraits, so etwa über Budapest, München, Prag und über Berlin.⁵

Maxim Biller wurde als Sohn jüdischer Eltern, die aus der Sowjetunion emigriert waren, 1960 in Prag geboren, lebte und studierte in Hamburg und München. Wenn er also mit „Nur Speer wollte mehr“ eine Kolumne über Berlin schreibt, dann bewegt er sich sowohl thematisch, biographisch als auch vom Genre her in gewohntem Terrain. Worum geht es nun genauer in diesem Text?

Biller präsentiert seinen Text als Wette. Gewettet wird darum, eine Kolumne zu schreiben, in der so viele Wörter vorkommen, die vom Adjektiv „deutsch“ abgeleitet sind, daß man sie nicht mehr zählen kann. Dies wären dann also Wörter wie „Deutscher“ und „Deutschland“ oder auch Wortkombinationen wie „die Berufsdeutschen, die Treudeutschen und die Neudeutschen“, Wörter, die Biller zusammenfassend als „D-Worte“ bezeichnet. Daß diese Ableitungen des Wortes „deutsch“ negative Konnotationen haben, wird mit der übergreifenden Bezeichnung deutlich. „D-Worte“ ist eine Anspielung auf die im Bereich anglo-amerikanischer Medien bis heute tabuisierten „F-“, „S-“ und ähnlichen Wörter.⁶ Darauf wird durch den kurz vorher stehenden Anglizismus „Ups“ verwiesen, der auf einen anglo-amerikanisch beeinflussten Sprachgebrauch hindeutet. Zugleich wird mit diesem Sprachgebrauch auch die Alternative zum ‚Deutschen‘ eingeführt: jener Kosmopolitismus, der sich auch im späteren Bezug auf „Manhattan, Paris oder Prag“ als das Andere des beschränkt-nationalen Denkens versteht.

Auf die Präsentationsform ‚Wette‘ werden wir später noch zurückkommen; hier soll zunächst festgehalten werden, daß bei einer solchen Wette für Biller „nur ein Thema in Frage“ kommt: „die neue Hauptstadt der Deutschen, die deutscheste aller deutschen Städte, Deutschlands Zukunft, Teutonias Hoffnung und Stolz, Cheruskiens großkotziger Neubeginn!“, Berlin also. Aus der thematischen Bindung von „deutsch“ und Berlin“ ergibt sich der inhaltliche Brennpunkt des Textes: Welche Bedeutung wird Berlin für einen neuen deutschen Nationalismus haben? Welche symbolischen Funktionen wird nicht nur die konkrete Stadt, sondern der Mythos „Berlin“

⁴ Vgl. Erhart Schütz: „*Fliegen des Geistes.*“ *Vom Journalismus her: Reporter, Kolumnisten u.a.* In: *Deutschsprachige Literatur der 70er und 80er Jahre. Autoren, Tendenzen, Gattungen*, hgg. v. Walter Delabar und Erhart Schütz, Darmstadt 1997, S. 53-74, hier S. 58. Zu den Texten der Reporter und Kolumnisten der achtziger Jahre vgl. außerdem den stellenweise identischen Aufsatz von Erhart Schütz: *Tucholskys Erben oder Wiener Wiederkehr? Versuch einer Terrainerkundung zur Literatur von Leben & Stil: Biller, Droste, Goldt und andere.* In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik*, Jg. 27, H. 1/1995, S. 101-122. Die für die Zeitschrift *Tempo* geschriebenen Texte von Biller erschienen als Auswahl gesammelt in: Maxim Biller: *Die Tempojahre*, München 1991 (= dtv 11427).

⁵ *Berliner Notizen.* In: *Die Tempojahre*, S. 209-213.

⁶ Wörter wie „Fuck“ und „Shit“ werden in den meisten US-amerikanischen Medien auch heute noch mit einem neutralen Ton überlagert. Angesichts der Überschwemmung aus Sex und Gewalt, mit der das

innerhalb eines drohenden deutschen Chauvinismus übernehmen? Welche kulturellen, sozialen oder politischen Aberrationen lassen sich vielleicht an der Entwicklung dieser Stadt jetzt schon ablesen?

Um diese Fragen zu beantworten, entwirft der Text eine Zweiteilung, die sich moralisch als Opposition zwischen ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Deutschen, rhetorisch als Gegenüberstellung einer ‚wir-Gruppe‘ und einer ‚Gruppe der Gegner‘ sowie zeitlich als das ‚geteilte‘ und das ‚vereinigte‘ Berlin manifestiert. Gleichsam über dieser Zweiteilung steht der Autor Maxim Biller, der den Lesern eine Entscheidung abverlangt: für das gute Berlin, das es bis zur deutschen Vereinigung und „nur ein paar wenige Jahre zwischen Kaisers Fall und Hitlers Aufstieg und dann noch irgendwann in der kurzen vergessenen goldenen Epoche vor dem Mauerfall“ gab, für die ‚wir-Gruppe‘, die dieses Berlin („unser Berlin“) erhalten will, und für die guten Deutschen, die sich gerade nicht vom nationalen Machttaumel des vereinigten Deutschland hinreißen lassen und etwa vergangene Großmachtträume mit all ihrem Schrecken und ihrer Unmenschlichkeit wiederbeleben wollen. In diese Machtposition über den Text und den Lesern hievt sich der Autor selbst, indem als Teil der Wette behauptet wird, daß „auch noch der größte Biller-Allergiker“ die D-Worte „irgendwann nicht mehr zählen kann.“ Die implizierte Behauptung, daß es „Biller-Allergiker“ gebe, macht auf hintergründig-negative Art den Autor Maxim Biller zu einer moralischen Institution. Denn nur ein Autor, der sich schon einen Namen und ein Publikum geschaffen hat,⁷ kann derart heftige Reaktionen auslösen, wie Allergien sie voraussetzen, und seien es auch ablehnende. Aber die Ablehnung der unwissenden Massen war schließlich immer schon das Erkennungszeichen des Moralisten.⁸

Die erste der Zweiteilungen, die der Text entwirft, ist die zwischen jenen Deutschen, die wie Biller ihr altes Berlin behalten, und solchen, die aus Berlin wieder die Hauptstadt eines starken deutschen Nationalstaates machen wollen. Es sind die „Berufsdeutschen, die Treudeutschen und die Neudeutschen,“ Menschen also, die aus ihrer nationalen Identität einen Beruf oder gar eine Berufung machen, die die Nation als Fetisch benutzen und vormalig als national verstandene, aber inzwischen anachronistisch gewordene Tugenden wie etwa die ‚Treue‘ immer noch als Bindeglied sozialer Gruppen hochhalten. Gerade die ‚deutsche Treue‘, seit dem Mittelalter und besonders von Wagner in seiner Lesart des Nibelungen-Mythos als eine zum nationalen Prinzip der Deutschen hochstilisierte Tugend, die jede Vernunft, aber auch jede Menschlichkeit hinter sich

amerikanische Fernsehpublikum täglich konfrontiert wird, mag das eine kuriose Tatsache sein, die nur aus der kulturpolitischen Entwicklung der US-Medien erklärt werden kann.

⁷ Schon die Tatsache, daß jemand ‚eine Kolumne hat,‘ ‚Kolumnist ist,‘ zeigt, daß er oder sie den nötigen Erfolg im Konkurrenzkampf des publizistischen Gewerbes hat. Eine Kolumne ist schließlich ein vom gleichen Autor oder von der gleichen Autorin an gleicher Stelle regelmäßig erscheinender kurzer Text in einer Zeitung oder Zeitschrift, die sich an ein mehr oder weniger fest umrissenes Publikum wendet.

⁸ Zu Biller als sich selbst in Szene setzenden Moralisten vgl. Schütz: „*Fliegen des Geistes*“, S. 68f.

läßt, ist kennzeichnend für diese Art von Deutschen. Die „Neudeutschen“ sind hingegen jene, die erst nach der Vereinigung ihre nationale Identität als Deutsche wiederentdeckt haben und für die vor dem Fall der Mauer ihre Zugehörigkeit zu West- oder Ostdeutschland keine große Rolle gespielt hat. Diese Gruppen also, von Biller als die „verlogenen Metropolenschwätzer“ bezeichnet, wollen „ihr sauberes deutsches Geld und ihre schmutzigen deutschen Ideen in diese gerade noch so offene, unfertige Stadt investieren.“ Diese „provinziellen Urbanitätsbeschwörer“ und „chauvinistischen Zentralstaatsfetischisten“ wollen dafür sorgen, daß aus Berlin wieder ein Symbol nationalen Größenwahns wird, das es während der Kaiserzeit und im Nationalsozialismus war. Biller nennt diese Konzeption das „Berlin der Deutschen“ und identifiziert als seine Verfechter „Helmut Kohl, *FAZ* und die PDS-Nationalbolschewisten.“ Er vergleicht dieses imaginierte Berlin mit den Hauptstadtphantasien eines Hitler und seines Star-Architekten Albert Speer („wie Speers Germania”⁹) und auch mit der Hauptstadt der Bundesrepublik in den Zeiten der konservativen Restauration nach dem Zweiten Weltkrieg („wie Lübkes Bonn”).

Wie dieses Berlin aussehen würde, ist laut Biller schon in Ansätzen erkennbar: Eine Stadt, in welcher Gewalt gegen als anders Wahrgenommene an der Tagesordnung ist und wo Inszenierungen von nationalen Symbolen wie öffentliche Bundeswehrgelöbnisse und nicht zuletzt auch das geplante Holocaust-Memorial den Deutschen erneut ihre – mitunter perverse – nationale Größe demonstrieren sollen. Eine Denkweise etwa, die noch im Holocaust eine Leistung sieht, kommentiert Biller mit dem Satz: „... weil das Ermorden von sechs Millionen Juden doch schließlich auch keine Kleinigkeit war für das deutsche Volk.”

Was durch die Etablierung eines solchen Hauptstadtkonzepts verloren gehen würde, wird erst deutlich, wenn man sich jenes Berlin ansieht, das zwar durch die Hauptstadtträume der nationalen Deutschen gefährdet ist, das es aber immer noch gibt. Biller nennt es „unser Berlin,” wodurch das bessere Berlin rhetorisch an die ‚wir-Gruppe‘ gebunden wird. Dieses bessere Berlin ist eine Stadt der Gegensätze und der Offenheit. „Chaos und Vielfalt,” „Haß und Liebe” regieren diese Stadt, in der es „zu viele Kriminelle und Ausländer” gibt, als daß die nationalen Deutschen sich dort wohlfühlen könnten. Es ist eine Stadt in ständigem Wandel, „eine wüste, gefährliche, unübersichtliche, zärtliche Stadt,” eine „gerade noch so offene, unfertige Stadt.” Es ist eine Stadt, in der es „zu laut und zu hektisch” zugeht, in der Schmutz und Geschäft, Großstadtleben und Modernität auf jene prekäre Weise vereinigt werden, die diese Stadt gerade so attraktiv für den Moralisten und Kosmopoliten, so unerträglich und änderungsbedürftig aber für die Fremdenhasser und Nationalisten macht.

⁹ Zu Speers Entwurf einer Hauptstadt des Dritten Reiches „Germania” vgl. das lesenswerte Buch von Michael Z. Wise: *Capital Dilemma. Germany's Search for a New Architecture of Democracy*, New York 1998. Dort kann man nachlesen, wie Entwürfe für eine neue Hauptstadtarchitektur in z. T. bewußtem Gegensatz zu Speers Vorstellungen verwirklicht werden.

Es ist interessant, daß Biller jene Topoi heranzieht, um das wahre Berlin zu beschreiben, die aus dem Repertoire der beginnenden Moderne stammen und dort gerade die Problematik des Lebens in der Großstadt darstellen sollten.¹⁰ Die traditionellen Großstadtbeschreibungen der literarischen Moderne, wie etwa Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz*, stellten das Gefährliche, die Unsicherheit, die Anonymität des Lebens in der Großstadt in den Vordergrund. Bei Biller werden diese Qualitäten zu etwas, was es zu bewahren gilt. In diesem Sinne wird die Liebeserklärung an Berlin zu einer konservativen Geste, die sich von gesellschaftlichen Entwicklungen der achtziger und neunziger Jahre distanziert, als wirtschaftlicher Fortschritt und politischer Rückschritt miteinander eine historisch neue Mischung eingehen, die das zerstörerische nationalistische Potential der Deutschen wieder zu beleben drohen. Gegenüber den gleichschaltenden Mächten eines in neuem Gewand daherkommenden Nationalismus gilt es, Berlin als Hort der Gegensätze, der Offenheit und der Andersartigkeiten zu verteidigen.

Die Aufgabe, dieses Berlin zu erhalten und gegen die schon begonnene nationalistische Funktionalisierung zu verteidigen, fällt der durch die Wendung „unser Berlin“ etablierten ‚wir-Gruppe‘ zu. Wer gehört zu dieser Gruppe? Da sind außer dem Autor selbst zunächst die „weißen, [...] schwarzen, [...] gelben Berliner,“ deren „müden“ und „trotzigen“ Gesichtern die Liebeserklärung des Autors genauso gilt wie den „schmutzigen, traurigen Straßen im Winter,“ „der großen zerklüfteten Häusermaschine“ und der „endlos-glitzernde[n] Kette von Cafés und Bars und Geschäften.“ Durch die physiognomische Beschreibung der winterlichen Straßen werden Stadt und Bewohner eins. Die Menschen als Bewohner der Stadt und die Häuser als Wohnmaschinen verschmelzen in typisch moderner Manier zu einen Gesamtorganismus „Großstadt,“ dessen unüberschaubare Komplexität ihre ethnische Vielfalt widerspiegelt und dessen unüberwindliche Vitalität auch den widrigsten Verhältnissen zu trotzen vermag. Es sind diese Großstadtbewohner, die mit ihrer Stadt – ob sie nun „Manhattan, Paris oder Prag“ heißt – eine geradezu symbiotische Beziehung eingehen, diese ‚wir-“denen es gehört“- Gruppe‘, denen man „unser Berlin“ wegnehmen will.

Zu diesen Verteidigern einer modernen Großstadtkultur sollen aber auch die Leser gehören, die ja durch das Angebot „Wollen wir wetten?“ schon vom ersten Satz an in die ‚wir-Gruppe‘ einbezogen wurden. Nicht zu übersehen ist schließlich der Appellcharakter des Textes, der auch ein Aufruf ist, eine bestimmte negative Entwicklung zu verhindern, deren erste Stadien bereits erreicht sind. Der vorletzte Abschnitt beginnt: „Noch hat Berlin aber eine Chance.“ Noch ist es nicht soweit, daß die von den „Berufsdeutschen“ und ihren „Symbolen eines wiedererwachenden

¹⁰ Vgl. dazu auch die Einleitung des Herausgebers in: Klaus R. Scherpe: *Die Unwirklichkeit der Städte. Großstadtdarstellungen zwischen Moderne und Postmoderne*, Reinbek 1988, S. 7-13. Bei Scherpe heißt es: „Großstadt und Moderne werden in der Theorie, sofern sie gesellschaftlich interessiert ist, wie selbstverständlich in eins gesetzt.“ (S. 8)

Nationalgedankens" errichteten Monumente Berlin gänzlich verschandelt haben. Noch kann Berlin gerettet werden, nicht zuletzt deshalb, weil eine Mehrheit der Deutschen Berlin „haßt." Auf paradoxe Weise liegt gerade in diesem Haß der Nicht-Berliner die Chance der Stadt, „unser Berlin" zu bleiben. Gerade das Mißtrauen vieler Deutscher gegenüber einer die Zentralgewalt organisierenden Hauptstadt kann trotz aller „verlogenen Metropolenaufrufe" möglicherweise verhindern, daß aus Berlin jener symbolhaft aufgeladene Mittelpunkt eines neuen, schlechteren Deutschland wird.

Weil alles noch im Fluß ist, weil noch keine endgültigen Entscheidungen gefallen sind, erfolgt der Appell an die Leser, sich denen beizugesellen, die Berlin als lebenswerte moderne Großstadt erhalten wollen. Wie steht es also um Berlin, und wie stehen die Chancen, daß es „unser Berlin" bleibt? Gibt der Text darauf eine Antwort? In der Tat, aber anders, als der Leser zunächst erwartet.

Am Beginn und am Ende des Textes werden die Leser aufgefordert zu wetten. „Wollen wir wetten?" lautet der erste Satz, und mit dem Angebot einer weiteren Wette schließt der kurze Text. Die Wettgegenstände sind scheinbar grundverschieden: Die erste Wette handelt davon, ob der Autor des vorliegenden Textes, der Kolumnist Maxim Biller, es schafft, „eine ganze Kolumne zu schreiben, ohne auch nur ein einziges Mal die Worte ‚deutsch‘, ‚Deutsche‘ und ‚Deutschland‘ zu benutzen?" Das sogleich eingestandene paradoxe Ergebnis ist, daß der Autor die Wette mit ihrer Formulierung schon verloren habe, denn im Wortlaut der Wette sind die durch die Wette verbotenen Wörter ja schon enthalten.

Die Wette am Ende hat folgende Behauptung zum Gegenstand: „Dann wird Deutschland zwar vielleicht wirklich wieder Deutschland werden, aber Berlin bleibt trotzdem unser Berlin." Worauf dann das Angebot der Wette folgt: „Wollen wir nochmal wetten? Wollen wir wetten, daß es genau so werden wird?"

Gerade das Insistieren auf der Richtigkeit des eigenen Standpunktes („daß es genau so werden wird") macht die Ernsthaftigkeit der Wette verdächtig und das gewünschte Ergebnis fragwürdig. Jemand, der sich so sicher ist, eine Wette zu gewinnen, hat es nicht nötig, seine Überzeugung so dringlich zu äußern. Tut er es dennoch, werden wir mißtrauisch.

Traut der Autor etwa seiner eigenen Überzeugung nicht? Das Angebot einer Wette setzt voraus, daß man glaubt, es besser zu wissen und diesen Glauben auch beim Partner voraussetzt, nur daß der Partner umgekehrt glaubt, es seinerseits besser zu wissen. Man setzt gleichzeitig voraus, daß das eigene Meinen der Wirklichkeit entspricht, jenes vom Gegenüber aber auf einem Irrtum beruht. Es ist jedoch fraglich, ob diese Bedingung hier gegeben ist. Gerade das abschließende Insistieren macht uns unsicher, ob der Autor, der die Wette anbietet, sich seiner Sache sicher genug ist, um überhaupt mit gutem Gewissen eine Wette anbieten zu können.

Man sollte auch nicht vergessen, daß die anfängliche Wette bereits durch ihre Formulierung verloren gegangen war. Wenn Wetten aber derart aussichtslose Unterfangen sind, was heißt das für die in der zweiten Wette enthaltene Behauptung, daß die Stadt Berlin („unser Berlin“) eine Stadt der Offenheit, der Vielfalt und der produktiven Widersprüche bleiben wird? Wird nicht durch das Ergebnis der ersten Wette impliziert, daß auch die zweite verloren wird? Bedeutet das nicht, daß jene utopische Hoffnung für Berlin letztlich nichts anderes als eben das ist: bloße Utopie, die auf keinen Wirklichkeitsgehalt hoffen kann?

Bei der Frage, um was für einen Sprechakt es sich bei Billers Text eigentlich handelt, führt noch eine andere Überlegung weiter. Es gibt nicht nur zwei Sprechakte, die als „Wetten“ auftreten (am Anfang und am Ende), sondern drei. Nach der anfänglichen Wette, die sofort verloren gegeben wird, folgt ja die Neuformulierung, nach der darum gewettet werden soll, daß der Autor so viele „D-Worte“ in der Kolumne unterbringen kann, daß es nicht mehr möglich ist, sie zu zählen.¹¹ Auch diese Wette ist scheinbar leicht zu entscheiden. In einem überschaubaren Text wie diesem hier sollte es keine Schwierigkeiten bereiten, die Wörter, in denen „deutsch“ vorkommt, zu zählen. Damit wäre auch diese Wette für den Autor verloren. Doch die Formulierung der Wette ist entscheidend. Es wird behauptet, daß man jene Worte „irgendwann nicht mehr zählen kann.“ Dies impliziert, daß die Anzahl der Worte die Leser überfordert. Es wird also scheinbar ein qualitatives Verhältnis von Worten zur Aufnahmefähigkeit der Leser zur Wette gestellt.

Das ist aber nicht der Fall. Wenn es nämlich darum geht, jene Worte zu zählen, in denen „all die vielen schönen D-Worte“ vorkommen, dann stellt sich sofort die Frage, was genau denn „die vielen schönen D-Worte“ und was „vorkommen“ bedeutet. In Kombinationen wie „die Berufsdeutschen, die Treudeutschen und die Neudeutschen“ ist das noch leicht zu entscheiden. Aber wie steht es um solche Konstruktionen wie beispielsweise „Speers Germania“ oder gar „Lübkes Bonn“? Auf jeweils unterschiedliche Weise kommt auch in diesen Konstruktionen das Bedeutungselement „deutsch“ vor. „Germania“ ist schließlich nur eine lateinische Vorform von „Deutschland.“ Und „Lübkes Bonn“ ist eine geradezu klassische Metonymie, bei der die Hauptstadt für den Staat steht, in diesem Fall die Bundesrepublik Deutschland. Mit rhetorischen Figuren dieser Art ist Billers Text durchsetzt. Schon „unser Berlin“ kann auf ähnliche Weise metonymisch verstanden werden als ‘unser Deutschland,’ jenem Land, in dem wir leben und welches zur Zeit nationalistischen Tendenzen ausgesetzt ist. Der Begriff, auf dem solche Metonymien aufbauen, „Hauptstadt“, kommt im Text häufig vor, aber auch Umschreibungen wie „Teutonias Hoffnung und Stolz, Cheruskiens großkotziger Neubeginn“ sind Kombinationen von Übersetzungen des Wortes „Deutschland“ mit Metonymien der eben genannten Art.

¹¹ Die dritte „Wette“ ist dann die am Schluß des Textes, von der bereits die Rede war.

Auch die Eigennamen, die im Text stellvertretend für bestimmte Deutschlandbilder stehen, haben eine rhetorische Funktion. „Alfred Kerr und Georg Grosz“ werden „Fontane, Hindenburg und Friedrich de[m] Großen“ gegenübergestellt. Die Namen Kerr und Grosz stehen für kulturelle Offenheit und Weltstadt-Appeal, während die anderen Namen für Preußentum, Militarismus und Totalitarismus stehen, alles Attribute, die für die Geschichte Deutschlands von entscheidender Bedeutung waren und damit rhetorisch an die Stelle von „Deutschland“ selber treten können.

Wenn also Biller Wörter, die vom Adjektiv „deutsch“ abgeleitet sind, exzessiv verwendet, so dient das nur scheinbar dazu, seine vorgebliche Wette authentisch zu machen. Daß „deutsch,“ „Deutschland,“ und „Deutsche“ in fast jeder Zeile vorkommt, macht die Wette aber nicht entscheidbar. Ausschlaggebend ist vielmehr, daß aufgrund der ebenso häufigen Umschreibungen und rhetorischen Figuren mit dem Bedeutungskern „deutsch“ die Wette schlichtweg nicht entschieden werden kann. Werden nämlich solche Umschreibungen verwendet, dann ist nicht mehr eindeutig, was als Gegenstand der Wette zählt. Wenn dies nicht klar ist, dann ergibt sich zusammen mit den vorher genannten Gründen die Frage, ob es wirklich eine Wette ist, die der Text anbietet, zu der er auffordert.

Muß dann die scheinbare Wette vielleicht als ein Sprechakt ganz anderer Art verstanden werden? Handelt es sich etwa gar nicht um eine Wette,¹² sondern eher um eine Beschwörung? Ist der Sprechakt gar nicht – als Wette – auf eine bestehende Wirklichkeit gerichtet, sondern als gleichsam magisches Ritual auf eine erst zukünftige Wirklichkeit, nämlich das Weiterbestehen eines Berlins, in dem es sich zu leben lohnt? Wird also gar nicht eine Wette angeboten, sondern eine Zukunft beschworen?

Bei dieser Zukunft handelt es sich aber um eine Vergangenheit. Denn jenes Berlin, das als das wahre imaginiert wird, ist ja das Berlin, das „bleibt.“ Es ist jenes Berlin, das es schon gibt und schon gegeben hat, und gerade nicht ein Berlin, das nach dem Willen der Nationaldeutschen erst entstehen soll. Biller orientiert sich bei seiner Suche nach einer lebberen Alternative zur „Hauptstadt der Deutschen“ an der Vergangenheit, nicht an einer möglichen Zukunft. Diese Art von Orientierung, wo es Hoffnung nur in der Vergangenheit¹³ gibt, prägt auch noch die Struktur des Textes. Diese Struktur funktioniert, wie eingangs erwähnt, nach dem Modell einer Teilung: Hier die guten Deutschen, dort die schlechten; hier das wahre Berlin, dort das schlechte, hier das Berlin der Nachkriegszeit, dort das zukünftige. Diese für den Text strukturbildenden Oppositionen schreiben etwas fort, was für viele Kritiker Deutschlands jahrzehntelang Garantie

¹² Bei einer Wette geht es außerdem normalerweise um einen Einsatz. Eine Wette ist ein Spiel, bei dem einer gewinnt und einer verliert. Der Nutzen des einen ist der Schaden des anderen. Diese letzte Bedingung ist jedoch in Billers Text nicht erfüllt, zumindest wird nie direkt ausgesprochen, um was eigentlich gewettet wird.

eines politisch gezähmten deutschen Nationalismus war, nämlich die Teilung Deutschlands und Berlins.

Als ironische Geste verweist die Strukturierung des Textes auf jene fortdauernde Teilung Deutschlands, die unter dem Stichwort „die Mauer in den Köpfen“ in das Lexikon der politischen Kultur im Zeitalter der Vereinigung eingegangen ist. Nur weil das Land nach wie vor in Ost und West geteilt ist – wirtschaftlich, sozial, aber noch viel mehr in der Mentalität seiner Bevölkerung – nur deshalb hat Berlin letztendlich noch „eine Chance.“ Und auch hier gilt, was oben bereits festgestellt wurde: Mit „Berlin“ ist immer auch metonymisch „Deutschland“ gemeint.

Stand: 1.7.2000

Thomas W. Kniesche ist Associate Professor am Department of German Studies der Brown University in Providence/Rhode Island, USA.

¹³ „Hoffnung nur in der Vergangenheit“ ist ein Denkmuster, das wohl am prägnantesten in den geschichtsphilosophischen Schriften von Walter Benjamin formuliert wurde.